Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 15 (1939-1940)

Heft: 16

Artikel: Trainsoldat Ruchti

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-710271

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gespräch mit Oberstkorpskommandant Lardelli,

dem Kommandanten des 1. Armeekorps

Unsere Armee ist vielsprachig wie unser Volk. Was man von einem gebildeten Schweizer verlangen muß, nämlich die Kenntnis von zwei oder drei Landessprachen, gilt erst recht für die Offiziere, die bald bei Truppen des einen oder andern Landesteils Dienst leisten. Tatsächlich bildet die Beherrschung der Sprachen eines der interessantesten Merkmale unseres Offizierskorps, und es braucht deshalb nicht zu verwundern, daß in den Stäben von deutschsprechenden Truppen auch Welsche und Tessiner anzutreffen sind, und umgekehrt, und daß diese Vermischung dem Dienstbetrieb keinerlei Eintrag tut, obschon sie an die sprachliche Anpassung der betreffenden Offiziere allerlei Anforderungen stellt.

So kommandiert heute ein Italienisch-Bündner das französischsprechende 1. Armeekorps. Als General Guisan anläßlich der Mobilmachung das Kommando des 1. Armeekorps abgeben mußte, um den Oberbefehl über die Armee zu übernehmen, wurde der damalige Oberstdivisionär Renzo Lardelli, Kommandant der 7. Division, unter Beförderung zum Oberstkorpskommandanten, zu seinem Nachfolger ernannt. «Der ausgeprägte Regionalgeist der Welschen bringt es mit sich», schreibt ein welscher Journalist, dem Oberstkorpskommandant Lardelli kürzlich ein Interview gewährte, «daß man bei der Besetzung eines westschweizerischen Truppenkommandos sonst welsche Offiziere bevorzugt.» Aber heute, nach fünf Monaten Aktivdienst, gibt es keinen einzigen welschen Soldaten, der nicht mit Begeisterung unter dem neuen Chef dient, der es übrigens ausgezeichnet verstanden hat, die Herzen seiner Soldaten zu gewinnen. Er verbringt den größten Teil der Zeit bei den Truppen, besichtigt ihre Arbeiten, vergewissert sich über den Geist seiner Leute, lernt seine Offiziere kennen und hat dabei auch seinen ausgedehnten Geländeabschnitt lieb gewonnen.

Oberstkorpskommandant Lardelli wurde 1876 im Puschlav geboren. Seine Eltern starben früh, er kam zu seinem Onkel nach Chur, wo er die Schulen besuchte und schon in jugendlichem Alter Leiter eines bedeutenden Handelshauses wurde. Erst 1931, als er zum Oberstdivisionär befördert wurde, verließ er die Leitung seines Geschäftes. «Das Gebirge fördert den Familiensinn», pflegt Lardelli zu sagen — und sein eigenes Leben ist ein Beispiel dafür; denn er ist Vater von sieben Kindern und Großvater von sieben Enkeln. Aus der interessanten Unterhaltung, die sich bei Anlaß des Interviews des Journalisten Hugues Faesi entspann, zitieren wir nachstehend ein paar Stellen.

«Bis jetzt, Herr Oberstkorpskommandant, haben Sie hauptsächlich Gebirgstruppen der Ostschweiz kommandiert. Stellen Sie einen fühlbaren Unterschied gegenüber den welschen Truppen fest?»

«Ich habe nicht nur Gebirgstruppen geführt, bevor ich das Kommando des 1. A.K. übernahm, doch sind mir die Gebirgstruppen im allgemeinen vertrauter. Die Rekrutierungsbezirke geben den Truppen überall ihren besondern Charakter — denn im allgemeinen ist der Mensch das, was die Natur aus ihm gemacht hat: der Bergler kräftig, zuverlässig und meist etwas langsam, der Bewohner der Ebene schmiegsam, lebhaft, aufgeweckt. Doch verwischen sich die Gegensätze oft, je nach der Entwicklung des Verkehrs.»

TRAINSOLDAT RUCHTI

Der Train-Soldat Ruchti war unser «Kompanie-Kalb». Verzeihen Sie den harten Ausdruck, lieber Leser, aber das handfeste Soldatenwort paßte auf Ruchti wie angemessen. Eine knorrige, untersetzte Emmentaler Gestalt, stark und schiefgewachsen wie eine Wettertanne, ein großer runder Kopf mit struppigen Haaren und ewigen schwarzen Stoppeln im Gesicht, ein scheues gedrücktes Wesen, dem der vom Reglement verlangte «Blick ins Auge des Vorgesetzten» fürchterlich schwer fiel, machte ihn für die Offiziere zum Schrecken jeder Inspektion. Wenn beim Hauptverlesen einer nieste, während die Kp. kerzengerade und unbeweglich dastand, dann war es sicher der Trainsoldat Ruchti. Wenn die Stimme des Hauptmanns den Tritt der Marschkolonne übertönte: «Wer marschiert dort hinten nicht im Schritt?», dann antwortete todsicher eine weinerliche Stimme: «Herr Hauptmann, Trainsoldat Ruchti!» Wer sich aber beim Essenfassen dreimal anstellte und dreimal einen gehäuften Gamellendeckel mit Gulasch und Kartoffeln beiseite schaffte, war wieder unser Trainsoldat Ruchti.

So ungefähr stellte sich das Bild Ruchtis für uns Offiziere. Vielleicht ist es zu streng, zu offiziell, dem echten Ruchti zu wenig Rechnung tragend. Seine Kameraden nämlich mochten ihn gern. Sie verwöhnten ihn mit jener gutmütigen, etwas herablassenden und gönnerhaften Freundschaft, die Soldaten gerne ihren «geistig unbemittelten» Gefährten entgegenbringen. An seinen unbeholfenen Späßen, an seinen unfreiwilligen Intermezzis mit den Vorgesetzten amüsierten sie sich köstlich und belohnten die Unterhaltung gerne mit allerlei Aufmerksamkeiten. Alle Freundschaft und Zuneigung zu dem unbeholfenen Burschen konnte aber nicht hindern, daß ihm von Zeit zu Zeit einer lachend zurief: «Ruchti, bisch halt doch ds' Kompanie-Chalb.»

Wenn ich von Ruchti bisher in der Vergangenheit redete und beispielsweise sagte: «Er war unser ‚Kompanie-Kalb'», so stimmt das nicht ganz genau. Ruchti ist nämlich immer noch bei uns, aber eben — nicht mehr als «Kompanie-Kalb». Und das Ereignis, das unserm Ruchti diesen wenig schmeichelhaften Titel abnahm, veranlaßte mich, zur Feder zu greifen. Aber ich muß da etwas weiter ausholen. Ruchtis curriculum vitae während des Aktivdienstes besteht nämlich aus einem ununterbrochenen sozialen Abstieg, einem Abstieg von Stufe zu Stufe, bis ihn dann jenes Ereignis auf einen Schlag wieder auf den Gipfel soldatischen Ansehens hob. Und eben diesen Abstieg muß ich kurz erwähnen, um seine Erhöhung verständlich zu machen.

Ruchti nannte sich nicht immer Trainsoldat. Von Hause aus war er nämlich Offiziersordonnanz. Nur Ruchti selbst wußte die Bedeutung dieser Stellung richtig einzuschätzen und er war selber unendlich stolz auf ihren Inhaber. Wenn er am Morgen dem Kommandanten sein Pferd brachte und sich anmeldete, dann schmetterte er das Wort «Offizier» hinaus, daß es schallte, während das Wörtchen «Ordonnanz» bescheiden gehaucht wurde. So konnte denn der Uneingeweihte jeden Morgen vernehmen: «Herr Major, Offizier... Ruchti!» Und wenn er hinter dem Major, seinem Herrn und Gebieter herritt, dann stellte er die Allüren eines spanischen Granden zur Schau, soweit das seine dickbauchige Mähre überhaupt zuließ.

«Gibt es wichtige Unterschiede zwischen den Truppen verschiedener Sprachgebiete?»

«Nein! Für die Erziehung des Soldaten gibt es nur die ‚unité de doctrine'. Der Aktivdienst trägt das seinige dazu bei, die verschiedenen Elemente, aus denen die Armee besteht, zusammenzuschweißen. Die Reglemente sind klar, sie gelten für alle. Nur in der Anwendung gibt es Verschiedenheiten, und da muß man die Truppe selbst kennen. Die Soldaten des Bündner Oberlandes und diejenigen von Genf können nicht mit den gleichen Methoden ausgebildet werden. Mit einigem psychologischem Geschick, gepaart mit Sicherheit und festem Willen, erreicht man bei beiden das gleiche Ziel. Bei den Welschen wie in der Ostschweiz fand ich tüchtige, gewissenhafte Kader, von denen allein es abhängt, unsere ausgezeichnet veranlagte Truppe mit Erfolg erziehen und führen zu können.»

«Ein anderes Thema: Winterausbildung. Der General hat eine intensive Winter- und Gebirgsausbildung angeordnet. Kann man darüber etwas erfahren? Wie werden die Skifahrer aus der Truppe ausgezogen, Herr Oberstkorpskommandant?»

«Eine Vorauswahl wurde schon bei den Einheiten getroffen. Wir führen Gebirgs-Skikurse nur für Geübte durch; an diesen Kursen nehmen Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten teil. Die Leute werden uns von den Regimentern geschickt, nachdem sie dort schon Gelegenheit hatten, sich zu trainieren. In der Regel handelt es sich um Leute, die im Zivilleben eifrig Wintersport treiben. Die Kommandanten solcher Skikurse erhalten also eine vortrainierte, kundige Mannschaft. Sie bilden nicht eigentliche Skitruppen aus, sondern Skitrupps, nämlich Skipatrouillen für Langlauf, Erkundungs- und Verbindungstrupps, die ihre Aufgaben bei jedem Wetter, bei jedem Schnee und auf jedem Gelände erfüllen können. In den dreiwöchigen Kursen bringen diese Leute ganz erstaunliche Leistungen fertig. Unsere Hochgebirgspatrouillen begehen die schwierigsten Pässe. Sie führen die gefährlichsten Besteigungen aus. Einzelheiten nenne ich lieber nicht, sie gehören nicht hierher. Aber ich glaube Ihnen versichern zu können, daß die mehrere tausend Mann, die im 1. A.K. an den Winter- und Hochgebirgskursen teilnehmen, lauter wertvolle Skiläufer sind, die im Hochgebirge überall durchkommen. Während der Friedenszeit hätten wir niemals solche Resultate erreicht.»

«Wie steht es mit der Winterausbildung der Gebirgstruppen?»

«Darüber kann ich Ihnen noch nicht viel sagen. Die Verhältnisse haben es so gefügt, daß man zunächst nur Gebirgstruppen mit Winterausrüstung auf den hochalpinen Beobachtungsposten gelassen hat. Es wird demnächst ein Programm über die Hochgebirgsausbildung ganzer Truppenkörper ausgearbeitet. Größere Truppenverbände werden daraufhin eingeübt, daß sie auch im Hochgebirge ihre volle Gefechtstüchtigkeit zur Entfaltung bringen können. Ein solcher Dienst stellt sehr große Anforderungen an die Beteiligten. Besonders müssen sich diese auf Entbehrungen aller Art in Sachen Verpflegung und Unterkunft gefaßt machen. Ich bin aber gewiß, daß sie das alles ertragen werden.»

«Hat der Hochgebirgsdienst einen Einfluß auf den Geist der Truppe?»

«O gewiß! Das Gebirge, besonders das Hochgebirge, ist das ideale Milieu für die geistige und seelische Formung des Soldaten, der Truppe wie auch der Kader. Wir haben immer wieder die Erfahrung gemacht, daß der Zusammenhalt bei den Gebirgstruppen stärker ist als bei den Feldtruppen. Der Grund? Die Entbehrungen, die Anstrengungen, die Gefahren! Das Hochgebirge kittet die Mannschaften wunderbar zusammen. Man kann sagen, daß bei den Feldtruppen der Korpsgeist beim Bataillon entsteht, bei den Gebirgstruppen entsteht er bei der Kompanie.»

Ich verabschiede mich von Oberstkorpskommandant Lardelli, schließt der Reporter seinen Bericht, und verstehe immer besser, daß dieser Bündner mit seinem offenen Geist, durch seine Einfachheit und sein Verständnis für die Bedürfnisse der Truppe sich so rasch die herzliche Zuneigung seiner welschen Soldaten erworben hat.

sfd.

Eine gute Ordonnanz war er nicht. Ihm fehlten Initiative und Selbständigkeit. Was ihm nicht ausdrücklich befohlen wurde, machte er nicht und der Herr Major mußte oft genug mit schmutzigen Stiefeln oder Hosen ausrücken, weil Ruchtis Gedanken anderswo als bei der Arbeit waren. Man hatte Geduld mit ihm, weil er ein komischer Kauz war. Aber seine Stellung war von Anfang an erschüttert und als dann der Aktivdienst kam und es hieß, sich auf eine lange Dienstzeit einzurichten, da hatte die Nachsicht ein Ende. Zwei Ereignisse gaben schließlich den Ausschlag: Eines Abends stellte Ruchti die nassen Bergschuhe seines Vorgesetzten so intensiv zum Trocknen auf den Ofen, daß man am Morgen darauf das verbrannte Sohlenleder mit den Fingernägeln herausklauben konnte. Die Tücke des Schicksals wollte es, daß ausgerechnet am selben Morgen der Sattelgurt am Pferde des Majors nicht angezogen war, weil Ruchti es vergessen hatte. Als der Herr Major aufsitzen wollte, rutschte der Sattel an den Bauch des Pferdes und der Herr Major fiel mit einem gewissen unnennbaren Körperteil in eine lehmige Pfütze.

Von da an diente Ruchti dem Herrn Bataillons-Arzt, zu dem ihn das Machtwort des Kommandanten verbannte. Für Ruchti war es ein Sturz aus dem siebenten Himmel, denn als Ordonnanz des Arztes war er nicht mehr beritten. Seine Pflichten bestanden hinfort im Stalldienst und Kleiderreinigen, während auf seinem Pferde eine andere Ordonnanz saß. Daß damit das Pflichtgefühl Ruchtis nicht gehoben wurde, leuchtet ein. Um es kurz zu machen: Nach drei Tagen verschob ihn der Sanitätshauptmann an den Quartiermeisterleutnant und nach weitern acht Tagen wurde er als «zum Ordonnanzdienst unbrauchbar» zum Train versetzt. Ueber sein Schattendasein als überzähliger Trainsoldat will sich der Mantel christlicher Nächstenliebe breiten und gleich zu dem Ereignis übergehen, das Ruchti mit einem Schlage vor weiterm Prestigeverlust bewahrte und ihm wieder eine geachtete Stellung im Bataillon verschaffte.

Unsere Kompanie stand an jenem Mittag bereit zum Abmarsch vor dem Schulhaus. Auf der andern Seite des Platzes wurde ein Fourgon beladen. Ein Trainsoldat stand auf dem Bock des Fahrzeuges. Wie es kam, weiß eigentlich niemand. Aber plötzlich standen die Pferde auf den Hinterbeinen, zogen ruckweise an und jagten im Galopp dem Ausgang zu und den steilen Abhang zum Dorf hinunter. Der Trainsoldat wurde umgeworfen, wobei sich sein Ceinturon im Sturze an der Bremsvorrichtung verfing. Nun hing der arme Teufel während der sausenden Fahrt über das Fahrzeug hinunter, die Füße auf dem Bock, den Kopf einen halben Meter über dem Erdboden. Wir alle standen schreckgelähmt am Zaun des Schulhofes und warteten auf das drohende Verhängnis.

Und nun geschah das Unerwartete. Unten am Stutz stand der Trainsoldat Ruchti. Mit weitaufgerissenen Augen starrte er dem Fahrzeug entgegen. Dann ging ein Ruck durch seinen Körper. Mit einem Satz hatte er sich einem der Pferde an den Hals geworfen. Seine Beine wirbelten durch die Luft, faßten den Boden und flogen wieder hoch. Aber Ruchtis Fäuste hielten fest. Nach und nach verlangsamte sich die Fahrt. Zwei-, dreihundert Meter weiter unten hielten die Gäule zitternd an. Als wir unten anlangten, hing Ruchti immer noch am Hals des Pferdes, halb bewußtlos hielt er das Tier umklammert. Fast mit Gewalt mußten wir ihn wegnehmen. Von seiner Stirne floß

„An Dora wird beidseitig weitergearbeitet"

Diese dem Laien rätselhaften Worte standen in einem Befehl, den ich in einem der im Militärdienst so berüchtigten gelben Briefumschläge am 131. Aktivdiensttag von meinem Vorgesetzten zugestellt erhielt. Und die Dora, an welcher beidseitig weitergearbeitet werden sollte, ist eben keine Dora, wie ihr sie euch vielleicht vorgestellt habt. Dora ist nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus Eisen, Holz und Stacheldraht. Dora ist uns nur ein Decknamen für eine unserer Befestigungsbauten. Um unsere Grenzbefestigungsarbeiten möglichst geheim zu halten, haben wir nämlich für alle Ortsbezeichnungen und Baustellen ein Deckwort gewählt. Die Hügel, Kuppen, Gräben, Mulden, Bäche und Wege in unserm Abschnitt erhielten sinngemäße Neubezeichnungen, indem wir uns das Gebiet, in welchem wir graben und schanzen, als Walliserland vorstellten. Den großen Bach nennen wir Rhone, den Forst tauften wir Aletschwald und den Weg, der an ihm entlang führt, bezeichneten wir mit Furka. Die Geschütz- und Gewehrstellungen, welche wir in unsere Abwehrlinie einbauen, erhalten zur Kennzeichnung irgendeinen Mädchennamen. Vielleicht nicht immer irgendeinen, sondern wahrscheinlich nicht allzuselten den Namen, welcher dem bauleitenden Offizier oder Unteroffizier irgend etwas Besonderes bedeutet. Die Dora beispielsweise, an welcher ich mit meinen Soldaten beidseitig weiterarbeiten sollte, bedeutet sowohl ein Stacheldrahtverhau, wie auch etwas, was jetzt zu Hause sitzt und vielleicht gerade Socken strickt.

Ja, Socken wird Dora nun wohl stricken. Denn sie weiß, wie kalt es bei uns an der Grenze ist. Nachdem wir im Spätherbst durch Nässe und Regen, den aufgeweichten Boden und die unvorstellbare Dreckerei genug gelitten hatten, zog unvermittelt die Winterkälte ein. Die tief in den Boden eingeschnittenen Karrengeleise gefroren fest zu und statt daß wir nasse, pappige Erde wegschaufeln mußten, hatten wir plötzlich mühsam mit dem Pickel gefrorene Erde wegzupickeln. Während die Beinkleider der Soldaten vor Weihnachten oft bis zu den Knien hinauf mit Lehmerde behaftet waren, hatten die Leute fast von einem Tag auf den andern sozusagen nichts mehr zum Retablieren. Bei der grimmigen Kälte kamen alle möglichen und unmöglichen Ohrenwärmer, Helmhauben und Halstücher in Mode. Die einheitlich graue Bekleidung unserer Wehrmänner erfuhr durch diese von den verschiedensten «Doras» gestrickten Wollsachen eine farbenfrohe Ausschmückung. Hier sah man einen Mann, dessen Ohrenmütze und Handschuhe in einem hoffnungsvollen Hellgrün schimmerten, dort sah man einen mit blauen Skihandschuhen und anderswo einen dritten, der eine weißwollene Helmhaube und ebensolche Pulswärmer trug. Diese farbige Vielfalt wird jedoch nur beim Schanzen geduldet, auf dem Marsch und im Dorf sieht alles wieder feldgrau aus.

Besonders geschätzt wird bei dieser Winterkälte der warme Tee, den uns ein treues Küchentier jeden Vormittag in zwei schweren Kochkisten zu unsern Stellungen hinaufträgt. Wenn wir den Säumer mit seinem langhaarigen Fuchs auftauchen sehen, laufen wir nicht noch lange zum nächsten Bach um unsere Hände zu reinigen. Sogar der Wachtmeister mit dem fein geschnittenen Gesicht und der Brille, der doch sicher bei sich zu Hause vor jeder Mahlzeit die Hände gewaschen hat, nimmt jetzt mit ungewaschenen und vor Kälte starren Händen sein Stück Brot und seinen Becher Tee entgegen. Wie oft wird doch dieser Wachtmeister, der von Beruf Lehrer ist, seinen Schulkindern gelehrt haben, warum man seine Hände sauber halten soll und jetzt, nach fünf Monaten Militärdienst stößt er sich nicht mehr daran, daß er selber sein Essen in erdbeschmutzten Händen halten muß. Verrohen und verdrecken wir denn hier im Dienst? Ich glaube nicht. Wir müssen uns nur umstellen und den veränderten Verhältnissen anpassen. Einmal wieder in unsern zivilen Lebenskreis zurückgekehrt, einmal wieder Seite an Seite mit Dora, werden wir uns rasch an unsere früher erworbenen Begriffe von Sauberkeit und Manieren zurückgewöhnt haben. Erde jedoch, die unsere Kleider und Hände bedeckt, ist sauberer als vieles andere in den stattlichen Häusern unserer Städte und Dörfer. Und unsere Arbeit, mag sie noch so dreckig sein, ist sauberer als manches Geschäft, das jetzt im Hinterland getätigt wird. Dieses Bewußtsein und das Wissen von der Notwendigkeit der schweizerischen Grenzbesetzung und der von uns auszuführenden Befestigungsbauten verschaffen uns die innere Befriedigung, welche des Menschen Glück bildet. *H. M.*

Blut, seine Hände waren noch verkrampft, als wir ihn ins Krankenzimmer hinauftrugen.

Als ich zehn Tage später vom Urlaub zurückkehrte, begegnete ich Ruchti. Stolz wie ein König, kerzengerade aufgerichtet, saß er auf dem Bock eines Fourgons und kutschierte mit seinen zwei Pferden zum Bahnhof. Ein frohes Lachen lief über sein breites Gesicht, als er mich grüßte. Unter seiner Mütze hervor leuchtete eine blendend weiße Binde, ein Andenken an seine mutige Tat. Er ist heute nicht mehr «überflüssiger» Trainsoldat, sondern Fourgon-Fahrer mit zwei braunen, kugelrunden Freiberger Pferden. Die hegt und pflegt er mit rührender Liebe und Fürsorge. Die Freundschaft, die ihm die Soldaten entgegenbringen, macht ihn glücklich und stolz. Wenn er auf seinem Fourgon sitzt und lachend die freundlichen und neckischen Zurufe der Kameraden beantwortet, dann spürt man, wie sich etwas Neues bildet in der Seele des Trainsoldaten. Sein scheues und gedrücktes Verdingbubenwesen schwindet von Tag zu Tag. Dafür wächst in Ruchti die Sicherheit und Ruhe, die das Vertrauen der Vorgesetzten und Kameraden gibt und die Gewißheit, einen wichtigen und angesehenen Posten zu haben und ihn auszufüllen wie ein ganzer Mann. *W. R.*

Schweizer Grenzwachtlied

Wir wachen an den Grenzen
Und schützen unser Land,
Als tapfere Soldaten,
Mit Säbel und mit Spaten
Erproben wir die Hand.

Wir wollen unsern Frieden,
Und unsrer Heimat Glück,
Drum halten wir hier Wache,
Im Feld und auf dem Dache
Mit mutig-scharfem Blick.

Will uns ein Feind bedrohen,
Dann ziehn wir in den Kampf,
Der Mut und unsre Waffen,
Sie werden nie erschlaffen
Im heißen Pulverdampf.

Wir wachen an den Grenzen
Um unsrer Freiheit Pfand,
Die Faust an dem Gewehre,
So schützen wir die Ehre
In unserm Schweizerland!

Ferdinand Bolt.